Jugend im Volk

Beilage der Deutschen Rundschau in Polen | 21. 11. 1937 | Nr. 47

Unserer Toten Heimrecht.

Totenklage ist ein arger Totendienst. Wollt ihr eure Toten zu Gespenstern machen oder wollt ihr uns Heimrecht geben? Es gibt kein drittes für Herzen, in die Gottes Hand geschlagen. Macht uns nicht zu Gespenstern gebt uns Heimrecht. Wir möchten gern zu jeder Stunde in euren Kreis treten dürfen, ohne euer Lachen zu zerstören. Macht uns nicht ganz zu greisenhaft ernsten Schatten, laßt uns den zarten Duft der Heiterkeit, der als Glanz und Schimmer über unserer Jugend lag! Gebt euren Toten Heimrecht, ihr Lebendigen, daß wir unter euch wohnen und weilen dürfen in dunklen und hellen Stunden. Weint uns nicht nach, daß jeder Freund sich scheuen muß, von uns zu reden! Macht, daß die Freunde ein Herz fassen, von uns zu plaudern und zu lachen! Gebt uns Heimrecht, wie wir's im Leben genossen haben!

Walter Flex.

Organisatorische Schwierigkeiten der Deutschen Jugend in Polen.

Auf der großen Kundgebung der Deutschen Vereinigung in Posen am 10. November sprach, wie wir bereits früher berichtet haben, u. a. auch Heinz Piontek, Kattowitz, der Sprecher der Deutschen Volksjugend Oberschlesiens. Nachdem er von der geistigen Gemeinschaft, die heute alle Deutschen in Polen umschließt, gesprochen hatte, erinnerte er an die große Kundgebung der deutschen Jugend Oberschlesiens in Kattowitz vor einem Jahr, am 12. November 1936, an der über 600 führende Vertreter der jungen Generation nach eingehenden und sachlich begründeten Referaten über die wirtschaftliche Notlage und über die organisatorischen Schwierigkeiten der deutschen Jugend ein Bekenntnis zum deutschen Volkstum und zum Polnischen Staat abgelegt hatten, das heute ehern in die Geschichte der deutschen Volksgruppe eingeschrieben ist. Dieses feierliche Bekenntnis wurde seinerzeit dem Herrn Staatspräsidenten mit einer Petition übermittelt, in der der Herr Staatspräsident vertrauensvoll gebeten wurde, der schwierigen Lage der deutschen Jugend seine Aufmerksamkeit zuzuwenden.

Heinz Piontek, der Leiter des Jugendamts des Deutschen Volksbundes, betonte, daß er in Posen an dieses Bekenntnis und an die Petition an den Herrn Staatspräsidenten nicht nur deshalb erinnere, weil sich der Tag jährt, sondern weil die Nöte, die dort seinerzeit aufgezeigt worden sind, nicht nur die Oberschlesier angehen, sondern die ganze junge Generation des Deutschtums in Polen, und daß die deutsche Jugend heute wieder nur das gleiche Bekenntnis ablegen, aber leider auch die gleichen Bitten wieder vortragen könne.

„Dieses Bekenntnis gilt ein für allemal und nicht nur für die damals anwesenden 600 Vertreter der deutschen Jugend, sondern für die gesamte jüngere Generation. Man kann von uns nicht verlangen, daß wir tagtäglich Loyalitätserklärungen herbeten. Nach unserem wiederholten Bekenntnis zur Pflichterfüllung gegen den Staat sollte man uns endlich einmal glauben. Wenn ein Deutscher sein Wort gibt, so steht er auch dazu."

Im weiteren Verlauf seiner Rede wies der oberschlesische Sprecher darauf hin, daß durchaus die Möglichkeit besteht, daß dieser oder jener aus einer wirtschaftlichen Notlage heraus ein Gesetz übertritt. Das ist menschlich und hat mit der Nationalität nichts zu tun. Des weiteren befindet sich die deutsche Jugend organisatorisch in einer außerordentlich schwierigen Lage, da die Behörden ihr noch immer nicht den Zusammenschluß in einer einheitlichen Organisation gestatten. Ihre augenblickliche Organisation in einer Vielzahl von Vereinen läßt die Möglichkeit zu, daß ein Mitglied, das die Unzahl von Bestimmungen über das Vereinswesen nicht genau kennt, eine dieser Vorschriften verletzt. Deutschfeindliche Kreise und ihre Presse registrieren dann aber solche Vorfälle genauestens und stellen sie als „Beweis für die deutsche Illoyalität" hin. Vergehen dieser Art werden aufhören, wenn die deutsche Volksjugend eine eigene umfassende Organisation haben wird. Deshalb seien die Behörden nochmals ersucht, der deutschen Jugend klare Organisationsmöglichkeiten zu geben, die den Notwendigkeiten und den tatsächlichen Gegebenheiten entsprechen.

DPD.

Clemens Conrad Rößler:

Jugend.

Vorspruch zur Feier des siebzehnjährigen Bestehens der Deutschen Bühne Bromberg vor der Aufführung der „Räuber" von Friedrich von Schiller am 14. November 1937.

Ein ernstes Spiel des großen deutschen Meisters
Soll heut' vor unserm Aug' vorüberziehn
Und seine ungebroch'ne Kraft entfalten,
Wie einst, als es im tosenden Gesang
Und hehrem Freiheitsdrang die heil'ge Glut
Entfachte in der deutschen Brust und wie
Ein Sturmwind durch die deutschen Lande fegte.

Es war der Ruf der Freiheit, war der Ruf
Der Jugend mit ihrer ungestümen Kraft,
Die neu geboren, neue Werke schaffen will.

Sagt nicht, daß es der Jugend Worte sind,
Der Jugend leichte, unbesonn'ne Worte,
Die alles wahllos nur zerstören will,
Die selbst nichts aufbaut, da sie nicht in sich
Die Kraft des Bauens trägt, nur des Verderbens.

Nein, Jugend will nicht alles blind zerstören,
Will auf den weisen Rat der Alten hören,
Will, hart geschult, erkennen ihre Pflichten,
Will rein und sauber leben und in Züchten,
Will nicht entseelt sein, leblos wie Maschinen,
Will glaubensfroh dem ganzen Volke dienen,
Will Vorbild sein, in Opfern groß und stark,
Will sein wie Jugend einst bei Langemarck.

Um so zu sein, muß sie die Kraft und Wucht
Des reinen edlen Kampfes in sich tragen,
Der vorwärts treibt das Wachsen unsrer Werke
Und sie zum Reifen drängt durch ihren Saft.
Ja, Jugend muß im heil'gen Feuer brennen,
Muß in den Tod ihr Ideal bekennen,
Muß sein der deutschen Herzen wahrer Klang,
Muß sein des deutschen Volkes Sturmgesang.

Und dieser eigne Saft, der gärt und treibt,
Ist nicht nur in dem jungen wilden Wuchse,
Denn wahre Jugendkraft zählt nicht die Jahre:
Wer jung im Herzen und im Denken ist,
Wird immer heil'ge Stürme in sich tragen,
Und wenn er schon am Grabesrande steht,
Wird er dem Kampfe eine Bresche schlagen,
Durch die die Jugend drängt und stürmt
Und ihre Fahne aufpflanzt auf dem Bau,
Um dann auf altem und bewährten Grund
Ein neues Postament zu setzen, daß
Dies Zeichen neuer Kraft und neuen Wollens
In wahrer Einigkeit und in Gemeinschaft
Die Brüder all umschließt, daß sie zum Ring
Geschweißt, gemeinsam alle Nöte tragen.

Doch die mit altem Geist und altem Herzen,
Die immer leben ihren eignen Schmerzen,
Die immer nur in Paragraphen denken,
Die alle Jugendkraft ins Nichts versenken,
Die alles Neue schon im Keim ersticken,
Im neuen Leben Untergang erblicken,
Die laßt, ob jung ob alt an Jahren,
In ihrem unfruchtbaren Geiste fahren.

Wir wollen alle Not gemeinsam tragen,
Die Not, die unser Sein bedroht, die nun
Die Not der ganzen Volksgemeinschaft ist.

Auch hier, für dieses Haus, gilt diese Pflicht,
Die Pflicht, die ungeschrieben in dir ruht,
Daß du der Stätte deutschen Geisteslebens
Den Anteil bringst, der deiner Kraft entspricht.

So füllet denn dies Haus zu jedem Spiel,
Empfangt den Ernst des Lebens und der Freude,
Die uns die Kunst der Dichter und der Spieler
Aus tiefstem Borne schöpfend, reich bescheert.

20 000 Hitlerjungen im Sattel

Erstmalige Teilnahme am Reit- und Fahrturnier.

Bereits vor vier Jahren zeigten sich in der Hitler-Jugend Bestrebungen, die auch das Reiten und Fahren in die umfassende Erziehungsarbeit der Jugend einbeziehen wollten. Daß die Sache damals zunächst nicht recht vorankam, lag daran, daß der Reitsport im Gegensatz zu anderen Sportarten erhebliche Geldmittel erforderte.

Es war für die reit- und fahrbegeisterte deutsche Jugend daher ein entscheidendes Ereignis, als am 10. März 1936 durch eine Verfügung des Führers das Nationalsozialistische Reiterkorps gegründet wurde und kurz darauf SA-Obergruppenführer Litzmann, der Inspekteur der Reit- und Fahrausbildung, sich bereit erklärte, alle interessierten Hitlerjungen im NSRK kostenlos im Reiten und Fahren ausbilden zu lassen. Zu gleicher Zeit gewährten auch die berittenen Einheiten der SS den Mitgliedern der HJ ebenfalls kostenlose Reit- und Fahrausbildung

Die Reichsjugendführung bestimmte daraufhin am 8. Mai 1936, daß der Reit- und Fahrdienst beim NSRK oder bei der SS als HJ-Dienst gilt und die Grundausbildung in den Leibesübungen ersetzt. Das hatte eine stürmische Aufwärtsentwicklung des Reit- und Fahrdienstes in den Kreisen der Hitlerjungen zur Folge: Im letzten Jahr haben bereits 20 000 Jungen Reitunterricht erhalten und 14 000 erwarben bereits den amtlichen Reiterschein.

Auf Grund des amtlichen Reiterscheins, der sich auf Reitausbildung, Kenntnisse in der Fahrlehre und Kenntnisse in der Pferdepflege erstreckt, besteht für diese HJ-Mitglieder die Aussicht, bei der Musterung für die Wehrmacht einer berittenen Waffengattung zugeteilt zu werden.

In Anerkennung des Ausbildungsgrades, den die Hitlerjungen im Reiten und Fahren, sowie in der Pferdepflege bereits erreichen konnten, stellte Obergruppenführer Litzmann jetzt einen Betrag zur Verfügung, der die Teilnahme von je zwei Jungen aus jedem HJ-Gebiet, das sind insgesamt 52 Jungen, am kommenden Internationalen Reit- und Fahrturnier in der Reichshauptstadt ermöglicht. Die HJ wird demnach auf dem vom 28. Januar bis 6. Februar 1938 stattfindenden großen Turnier zusammen mit SA, SS und ländlichen Reitern um die Siegerehre kämpfen.

Der Maler aus dem Jenseits.

Skizze von Maré Stahl.

Das Haus, das der junge Fremde betrat, stand von der Last der Jahre gebeugt da, die seinen grauen Steinen etwas grünlichen Schimmel verliehen hatten. Das kam von der Feuchtigkeit der Gracht.

Vor der Tür, die zu der Wohnung des großen, gestorbenen Malers führte, stand der junge Mann eine Weile still und starrte sie an. Dann setzte er einen Klingelzug aus Porzellan in Bewegung, und eine ganze Kaskade von klingelnden und klappernden Tönen ergoß sich über das feierliche, stille Treppenhaus.

Valentin hatte den Kopf auf die Schulter geneigt und lauschte gespannt. Er sah atemlos vor Spannung auf die Tür. Aber es öffnete niemand. Einen Augenblick stand Valentin mit geschlossenen Augen da. Dann tat er sie auf und lächelte. Er lächelte in sich hinein wie jemand, der eine Bestätigung erfährt. Er nickte dem Wasser und den Giebeln ringsum zu, wandte sich und las die Bronzetafel über der Tür des Hauses, das er soeben verlassen hatte.

Er wiederholte die Worte, indem er lautlos die Lippen bewegte. Dann ging er langsam an der Gracht entlang zu einem kleinen Kaffeehaus und setzte sich dort nieder.

Der Kellner brachte dem Gast einen Genever und stand einen Augenblick in der offenen Tür. Man hörte auch hier die Musik vom Rummelplatz. Dann trat er zur Seite, um eine Dame hereinzulassen. Sie nahm am Nachbartisch Platz und verlangte einen Kaffee.

Valentin betrachtete sie, wie sie ihren Kaffee trank und dabei in einem Prospekt blätterte. Sie war noch ziemlich jung. Da die Frau ein Reisekleid trug, vermutete er eine Fremde in ihr.

„Entschuldigen Sie", fragte Valentin endlich. „Sie waren auch dort in dem Hause an der Gracht, nicht wahr? Hat man Ihnen auch nicht geöffnet?"

Die Dame hob erstaunt den Blick. „Ich war allerdings dort, aber es machte niemand auf."

„Es kann auch niemand öffnen", sagte Valentin freundlich.

„Und warum nicht?" fragte die junge Dame.

Valentin lächelte auf eigentümliche Weise. Er antwor-

Der Tod des Kriegsberichterstatters.

Bericht eines Augenzeugen.

Über den Tod des Kriegsberichterstatters des Londoner „Daily-Telegraph", Pembroke Stephens, der bei der Beobachtung der Kämpfe in Schanghai vom Maschinengewehrfeuer getroffen wurde, liegt jetzt ein Bericht seines jungen dänischen Assistenten Sindberg vor, der bei ihm war, als er fiel. Er zeigt, welche Gefahren ein Kriegsberichterstatter bei dem Hin und Her der Nahkämpfe läuft.

Stephens war in Schanghai bekannt wegen seiner Kühnheit, mit der er ohne Rücksicht auf die Gefahr immer möglichst nahe an die Kämpfenden heranzukommen suchte. „Tut mir leid, Mr. Stephens ist an der Front", war die stehende Antwort des Hotelleiters, wenn nach ihm gefragt wurde, und sie wurde zu einem Scherz, mit dem sich die Kriegsberichterstatter unterhielten. Stephens war wieder zum Schauplatz der Kämpfe gefahren und auf einen Wasserturm gestiegen, in dessen Nähe lebhafte Gefechte stattfanden. Vier Franzosen waren bereits auf der etwa 15 Meter hohen Plattform, darunter ein Arzt Dr. Richer. Stephens sagte gerade, daß er mit dem Standort nicht zufrieden wäre, da er den Kämpfenden noch zu fern läge, als plötzlich die Chinesen ein schweres Feuer gegen japanische Maschinengewehrnester eröffneten, die noch keine 300 Meter entfernt waren.

„Es sieht jetzt aus, als ob wir einen besseren Standort hätten", meinte Stephens, und bat den jungen Dänen, die Kamera bereitzumachen. Er beobachtete die Lage durch den Feldstecher. Plötzlich hörten wir", erzählt Sindberg, „das Pfeifen von Gewehrkugeln ganz in der Nähe, und das „Rat-tat-tat" der japanischen Maschinengewehre, die in einem Gebäude südlich von uns verborgen waren, setzte einen Augenblick später ein. Dann merkten wir, daß das Feuer direkt gegen den Wasserturm gerichtet war. Wir warfen uns wie ein Mann auf den Bauch. Die Kugeln krachten in die Betonpfeiler und klirrten gegen das Metall. Es war unmöglich für uns, hinabzusteigen. Dieser Angriff dauerte zehn Minuten. Dann war etwa zwanzig Minuten Ruhe. Da wir annahmen, daß alles vorüber war, standen wir auf, aber sofort setzte das Feuer wieder ein. Mr. Stephans warf sich hinter einen Betonpfeiler. Als es wieder ruhig wurde, wagten wir es nicht, uns zu zeigen, und als wir nach einer halben Stunde aufstanden, setzte das Feuer von neuem ein, und zwar stärker als bisher. Stephens rief: „Bleiben Sie in Deckung!" Und bald darauf noch einmal: „Das traf Ihren Pfeiler. Geht es Ihnen gut?" Der Beton hatte gesplittert. Mr. Stephens lag hinter einem viereckigen Loch in der Plattform, durch das zwei dicke Rohre des Wassertanks gingen. Hinter meinem Pfeiler war eine Leiter hinauf zum Tank; da die Kugeln den Pfeiler trafen, entschloß ich mich, die Leiter hinaufzuklettern, die auch von Kugeln getroffen wurde, ohne mich zu verletzen.

Mr. Stephens sah ich unten auf der Plattform auf dem Bauch liegen, den Kopf gestützt auf die gekreuzten Arme. Ich rief ihm zu: „Kommen Sie hierher, Mr. Stephens, hier ist es völlig sicher". Er antwortete: „Ich kann nicht. Ich bin am Bein getroffen". „Ist es sonst in Ordnung, Mr. Stephens?", fragte ich von neuem. „Ja, ich bin nur am Bein verwundet", rief er zurück. Ich wiederholte meine Frage in Zwischenräumen, aber er sagte immer, ich sollte nicht Sorge haben, es ginge ihm sonst gut.

Der Angriff schien endlos, das Metall war wie ein Sieb durchlöchert. Als ich nun Mr. Stephens wieder rief, erhielt ich keine Antwort. Ich war sehr unruhig und wollte hinabsteigen, aber die Franzosen, die mit mir oben waren, ließen es durchaus nicht zu. Dann sah ich, wie Blut von Mr. Stephens Kopf über die Plattform rieselte. Ich zeigte dies den Franzosen, die die Köpfe schüttelten und mitleidig mit den Schultern zuckten und murmelten, es wäre zu Ende.

Dr. Richer, der hinter Mr. Stephens lag, bemerkte das Blut und rief den Leuten, die unten in Sicherheit waren, zu, sie sollten einen Krankenwagen holen. Noch ehe der Angriff zu Ende war, kroch er zu Mr. Stephens hin und befühlte sein Handgelenk. Dann neigte er den Kopf und rief hinauf: „Ihr Freund ist tot".

Der Tod reit't auf ei'm wilden Rappen.

Der Tod reit't auf ei'm wilden Rappen.
Er hat ein undurchsichtge Kappen.
Wenn Landsknecht in das Feld marschieren,
läßt er sein Roß daneben galoppieren.

Flandern in Not!
In Flandern reit't der Tod!

Der Tod reit't auf ei'm lichten Schimmel,
schön wie ein Cherubin vom Himmel;
wenn Mädchen ihren Reigen schreiten,
will er mit ihnen im Tanze gleiten.

Flandern in Not!
In Flandern reit't der Tod!

Der Tod kann auch die Trommel rühren,
man kann den Wirbel im Herzen spüren.
Er trommelt lang, er trommelt laut,
er schlägt auf eine Totenhaut.

Flandern in Not!
In Flandern reit't der Tod!

Als er den ersten Wirbel geschlagen,
da hats das Blut vom Herzen getragen.
Als er den zweiten Wirbel schlug,
den Landsknecht man zu Grabe trug.

Flandern in Not!
In Flandern reit't der Tod!

Der dritte Wirbel ist so lange gegan en,
bis der Land-knecht von Gott den Segen empfangen.
Der dritte Wirbel ist leis und lind,
als wiegt eine Mutter in Schlaf ihr Kind.

Flandern in Not!
In Flandern reit't der Tod!

Der Tod kann auf Rappen und Schimmel reiten,
der Tod kann lächelnd im Tanze schreiten.
Er trommelt laut, er trommelt fein:
„Gestorben, gestorben, gestorben muß sein."

Aus Flandern mit Verwendung eines alten rheinischen Nonnentanzliedes.

Halte ich nichts von dem Alter, das mit Alter renommiert, so halte ich ebensowenig von Jugend, die mit Jugend renommiert. Ist es ein häßliches Schauspiel, wenn sich verknöchertes Alter gegen blühende Jugend kehrt, so ist es ebensowenig schön, wenn junge Jahre vergessen, daß sie Wunsch und Beruf haben, neue Jahre aus sich zu bilden, eine Kette, die nur im hohen Alter enden soll.

Gerhart Hauptmann
1929

Ahnherr künftiger Geschlechter.

Der Monatsschrift „Archiv für Sippenforschung und verwandte Gebiete", die im Verlag von C. A. Starke in Görlitz erscheint, entnehmen wir folgende beachtliche Ausführungen des bekannten Dichters und Sippenforschers **Ludwig Finckh:**

Die Versetzung in ein anderes Gebiet, in andere Landschaft, anderes Klima, auf einen anderen Erdteil kann ausschlaggebend für die Entwicklung eines Menschen sein. Ein Kind derselben Eltern wird im Süden sich anders gestalten und andere Enkel erzeugen als ein in den hohen Norden und nach Sibirien verschlagenes. Der Auslanddeutsche wird dennoch Bruder des Inlanddeutschen bleiben, und wenn sie sich recht verstehen und durch das Ahnenwissen verbunden sind, so werden sie einander helfen, sich stützen, dennoch eins sein, wirtschaftlich und geistig, und zu zweit stärker und unüberwindlicher sein als allein. Die Familienkunde kann glückhaft binden. Und es ließe sich denken, daß eine Familie oder daß ein Land unterginge, und daß sie dennoch bestehen und wieder aufleben draußen im Erdkreis und also unvergänglich sind.

Die Familienkunde erfaßt ebenso die Menschen im Ausland und führt sie in ihren Blutkreis zurück wie die in der Enge, in der Stadt oder im Dorf Daheimgebliebenen. Unendlich viel Werte sind aus diesem Gefühl geflossen, das sich immer mehr durchsetzt und auch das Ausland wieder näher zu uns heranrückt.

Es gibt eigentlich keine Wissenschaft, die nicht in der Geschlechterkunde Wurzel gefaßt hat und neue Auftriebe erhält. Den Juristen fesseln Erfahrungen über Vererbung von „Gut und Böse", den Philosophen Überlegungen seelischer Natur, den Volkswirt der Aufstieg und Abstieg einer Sippe und deren Gründe, ihre Welle, den Arzt Gesundheit und Krankheit, Zwillingsgeburt, Wuchs und Gestalt, Schädel und Augen, Kiefer und Ohr, Hand und Mund. Aus allem wird gelernt, alles wird ein Bild, ein Spiegel, ein Licht und Scheinwerfer auf das undurchdringliche Rätsel Mensch.

Niemand kann heute mehr an der Geschlechterkunde vorübergehen. Die Schule hat sie gefaßt als Mittel zur Erkennung und Bildung des Menschen; die Naturwissenschaft, die Lebensgesetzkunde bedient sich ihrer, um neue Schlüsse zu ziehen und zu neuer Auffassung und tieferem Verständnis zu gelangen. Wenn heute planmäßig die Familien ganzer Dörfer durchforscht werden und in Beziehungen zueinander gesetzt, miteinander verglichen und in ihre Geschichte und Landschaft neu eingesetzt, weil sie nun anders gewertet werden müssen als früher, da man diese Aufschlüsse noch nicht kannte, so ist es die Geschlechterkunde, die auf einer neuartigen Grundlage — mit Zetteln für jegliche Person — dem einzelnen eine Rolle in der tausendgliedrigen Kette seiner Familie zuweist.

Wir stehen mitten in dieser Entwicklung auf einer rollenden Bahn, und der Mensch, der sich früher als Spielball dunkler Mächte fühlte, will heute mitspielen, mitlenken und wissen, wohin der Weg geht. Er hat zum ersten Mal in der Menschheitsgeschichte auf Grund neu gefundener Gesetze sich als Sproß, als Keim, als Schöpfungswerk der Ahnen denken gelernt. Und damit als verantwortungsbewußten Bildner der Zukunft, in der er fortlebt, als Ahnherr künftiger Geschlechter.

---

tete nicht auf die Frage. Er sagte nur: „Warum interessieren Sie sich für diesen Maler?"

Die Fremde sah aus, als ob sie gern das Gespräch abbrechen wollte. Dann antwortete sie: „Eine eigentümliche Frage. Ich bin selbst Malerin und liebe seine Bilder ungemein."

Valentin griff in die Rocktasche, holte ein in Seidenpapier gewickeltes Päckchen zum Vorschein und nahm daraus zwei kleine, in Öl gemalte Bildchen. „Kennen Sie die?" fragte er.

„Aber natürlich", rief die Malerin, „das sind doch Bilder von ihm. Die Treckschuite und die Mühle."

Valentin lächelte und starrte auf die Bilder. „Die Bilder sind von mir, ich habe sie gemalt."

„Sie haben sie kopiert, meinen Sie."

„Nein", sagte Valentin, „das ist es ja eben . . . Sie sind meine Erfindung. Diese Motive haben mir seit Jahren vorgeschwebt, und dann habe ich sie gemalt."

Die Dame schüttelte verwundert den Kopf. „Aber nein", sagte sie, „wahrscheinlich haben Sie irgendwo in einer Galerie die Originale bemerkt, im Unterbewußtsein, wissen Sie, und dann plötzlich ist es Ihnen eingefallen, und Sie haben die Bilder gemalt."

Valentin sah vor sich nieder. „Es ist mir peinlich, es auszusprechen", sagte er und errötete dabei, „aber ich bin nie in einer Gemäldegalerie gewesen. Ich bin ganz einsam auf dem Lande aufgewachsen und habe von Kunst gar keinen Schimmer gehabt, wenigstens nicht bis vor ein paar Jahren, eben als mich etwas zwang, die Bilder zu malen. Ich bin Spengler von Beruf oder Klempner, wie man bei uns sagt. Und in einem Dorf an der Ostsee aufgewachsen."

Das Mädchen legte die Bilder auf den Tisch zurück. Sie wollte eigentlich gehen . . .

„Wenn Sie erlauben, begleite ich Sie", bat Valentin.

„Das würde mich sehr freuen", sagte die Dame, „das interessiert mich nämlich ungemein, was Sie mir da erzählt haben." —

Vor der Tür wandten beide ihr Gesicht dem Hause des toten Malers zu, und beide schüttelten den Kopf. Valentin ging eine Weile stumm neben ihr her. Sie zog ihre Handschuhe an und sah dabei nachdenklich auf den Boden. „Warum sagten Sie vorhin von der Wohnung des Malers dort, es könne auch niemand öffnen? Warum?" fragte die Malerin scheu.

Valentin kämpfte mit sich. „Es kann niemand öffnen, weil niemand in der Wohnung ist. Natürlich wohnt dort wohl ein Kastellan da oben, das glaube ich schon. Aber der Maler selbst —"

„Aber der ist doch schon seit dreihundert Jahren tot", rief die Malerin mit einem leisen Unbehagen in der Stimme.

„Das wollen wir doch nicht so einfach sagen, mein liebes Fräulein", sagte Valentin, „das ist ja eben der Grund, weswegen ich hier bin. Ich möchte das feststellen, ob ich dieser Maler in Person bin oder nicht."

Die Dame war mit einem Ruck stehen geblieben. „Um Himmelswillen!" Sie sah ihn furchtsam an und spähte dann rundum, ob da jemand in der Nähe sei, bei dem sie Schutz suchen könnte.

Valentin lächelte sonderbar. „Nein, Sie müssen nicht so erschrecken. Das ängstigt mich selbst. Sie können sich denken, daß es nicht leicht für mich ist, mit dem Bewußtsein herumzugehen, daß man ein Maler ist, der vor dreihundert Jahren gelebt hat."

Er sagte das mit einem so resignierten Ton, daß die Malerin ihre Angst verlor und ihn wieder voll ansah. „Aber wie kommen Sie nur dazu, das zu glauben? Wegen der Bilder, die Sie da gemalt haben?"

„Natürlich, zuerst wegen der Bilder. Ich erfuhr das vor einem Jahr. Ich zeigte sie einem Herrn, in dessen Haus ich arbeitete. Da hingen die gleichen Bilder in seinem Zimmer. Ich stand da, wie vor den Kopf geschlagen, denn sie waren doch sozusagen mein Eigentum. Da erfuhr ich, daß die Originale vor dreihundert Jahren gemalt waren. Und seitdem habe ich alles gelesen, was über diesen Mann geschrieben worden ist. Es ist nicht sehr viel, aber sagen Sie, ist es nicht merkwürdig, daß er zu Anfang auch nur ein einfacher Spengler war?"

„Tatsächlich!" rief die Malerin atemlos.

„Ja, das war er, ein einfacher Spenglergeselle. Ich habe mir das Geld zu dieser Reise zusammengespart, um mir Gewißheit zu verschaffen, und nun habe ich die Gewißheit."

„Welche Gewißheit?" fragte die Malerin.

„Daß ich und der Maler ein und dieselbe Person bin!"

Die Dame schauerte zusammen. Sie sah durch die einbrechende Dunkelheit auf den Fremden, der mit gesenktem Haupt neben ihr ging.

„Ja", sagte er, „ich kannte alles wieder, sobald ich die alte Straße betreten hatte. Es zog mich förmlich zu dem Haus, ich kannte die Stiege, die Tür — nur der Klingelzug war neu, obwohl er auch schon seine hundert Jahre alt ist. Der Blick auf die Gracht, das Sonnenlicht auf dem dunklen Wasser und die schimmligen Fassaden. So sah ich aus dem Fenster auf die Treckschuiten. Die Mühle ist nicht mehr zu sehen. Sie muß abgebrochen sein. Mein Blick fiel immer auf die Mühle, wenn ich mich zum Fenster herausbeugte." Er schwieg eine Weile. „Ja, der Klingelzug war neu", wiederholte er dann, er lächelte ein wenig verlegen — „und dann die Bronzetafel zu meinem Gedächtnis. Aber ich finde, sie macht sich ganz gut, nicht wahr? Ich habe den Text auswendig gelernt, für später, wissen Sie."

„Ich muß mich erst sammeln", sagte die Dame mühsam lächelnd. „Jetzt will ich in mein Hotel. Ich werde morgen nochmals in das Haus des Malers gehen."

„Vielleicht können wir uns dort treffen?" fragte Valentin. „Ach ja, bitte, kommen Sie doch! Ich werde mich so sehr freuen, Ihnen mein Haus zu zeigen; ich hoffe", fügte er hinzu und lächelte nachsichtig, „die Leute haben es mir nicht zu sehr in Unordnung gebracht." —

Am nächsten Vormittag überlegte die Dame, ob sie zu dem Hause an der Gracht gehen sollte. Irgend etwas Unheimliches befiel sie bei dem Gedanken an den gestrigen Abend. Aber da sie es versprochen hatte, ging sie doch.

Sie klomm die knarrende Stiege empor, die sich braunpoliert nach oben wand, und fand die Tür zu dem kleinen Museum offen. Der Kastellan saß auf einem Stuhl und starrte vor sich hin. Als er Schritte hörte, sprang er erschrocken auf. „Ist dort jemand?" fragte er auf holländisch.

Die Malerin sagte in derselben Sprache: „Ich möchte das Sterbezimmer sehen."

„Es geht nicht, Myfrouv", sagte der Mann, „es ist alles in Unordnung."

„Wieso?" fragte die Malerin mit einem Schreck in der Stimme.

Der Mann wischte sich mit einem Taschentuch die Stirn. „Ein Verrückter, Myfrouv", sagte er, „begann die Wohnung umzustellen, wie es zu seinen Lebzeiten gewesen sei, sagte er. Er zog Kisten und Kasten auf, ich durfte es durchaus nicht leiden, aber er lachte nur sonderbar und faselte immerfort von einem früheren Leben.

Zuletzt legte er sich in das Bett, kreuzte die Hände über der Brust und sagte, von jetzt ab wolle er hier schlafen. Ich hätte gelacht, Myfrouv, wenn es nicht so unheimlich gewesen wäre, denn als er die Arme kreuzte, sagte er, in dieser Stellung sei er gestorben —"

„Und wo ist der Mann jetzt?" fragte die Dame und packte den Arm des Mannes.

Der Mann trat einen Schritt zurück, als fürchte er eine neue Attacke. „Im Irrenhaus", sagte er verwundert.

„Barmherziger!" rief die Malerin und sank in einen Stuhl.

„Sind Sie vielleicht mit ihm bekannt?" fragte der Mann neugierig.

„Nein, — das heißt . . .", sie brach ab, „aber vielleicht ist er gar nicht wahnsinnig."

Der Mann lächelte zum erstenmal während der Unterredung. „Nicht wahnsinnig", wenn er behauptet, daß er derselbe Maler sei, der vor dreihundert Jahren gelebt hat — Myfrouv — und das soll nicht Wahnsinn sein?"